

Nr. 113 Bydgoszcz, 18. Mai Bromberg 1939

Josef Friedrich Perkonig

Nikolaus Tschinderle

Räuberhauptmann.

Leget, liebe Leute, nur ab eure neumodischen Gewänder und euer merkwürdiges städtisches Getue, wir müssen jetzt um gute hundert Jahre zurück, etwa dahin, wo sie das Jahr 1820 geschrieben haben. Und da kommen wir, wenn wir eine gute Weile gewandert sind, tiefer im Gebirge drinnen zu dem Gasthaus „Am Berg"; breit steht es an der Straße, und es läßt auch heute keinen vorüber, so wenig wie in früheren Zeiten. Noch sind in der Mauer links und rechts von dem großmächtigen Haustor, das jeden in den gewölbten, kühlen Flur einsaugt, wo auch die leiseste Stimme hallt, noch sind in der Mauer die eisernen Ringe, daran die Fuhrleute ihre Rösser angebunden haben, wenig verrostet.

Vor dem Haus geht der grüne Wildbach dahin, er kommt aus einer noch grüneren Schlucht, wo sich früher einmal der Wassermann und das Wasserweib zusammengefunden haben, wohin hie und da in der Laurenzianacht auch ein Stern gefallen ist. Schmetterlinge soll es dort gegeben haben, groß wie eine Männerhand, und von jeder Lärche und Fichte hängt ein langer Bart herab. Man merkt es heute noch dem Bergwasser an, daß nicht der blaue, blanke Himmel hineingeschienen hat, sondern daß es aus einem Dämmer dahergeflossen kommt.

In diesen Bach greift der Wirt noch heutigentags, wenn ein Gast das Gelüst nach einer Forelle hat, und es liegt dann wohl ein Methusalem von Fisch auf der zinnernen Platte, blaugesotten, mit einem Sträußel Grün im halboffenen Maul. Wir trinken zu dem Fisch einen gelben Wein, er rinnt nicht gerade wie Öl, dazu sind wir hier den Firnen zu nahe, er ist süffig wie Wasser, gekeltert in dieser Gegend, wir sind, ehe wir an das Gebirge kamen, draußen über die Hügel gegangen, auf denen die Rebstöcke eine bescheidene Traube tragen, und unter den hohen Gipfeln sind wir auch mit dem leichten Weine zufrieden.

Rauscht jetzt auf einmal der Bach stärker in die hallende Hauslaube herein? Nein, es ist Regen; aber so ist es hier. Als wir früher aus dem Freien in den Flur hereintraten, da war das schmale Stück Himmel über dem einschichtigen Graben weiß und hell, im Nu muß eine schwarze Wolke gekommen sein.

Es redet sich gut bei Fisch, Brot und Wein, und man schaut dabei durch das Haustor in den Regen hinaus, in dem Rauschen getraut sich manches an das Licht, das sonst wahrscheinlich verborgen bliebe, kaum ist es gesprochen, ist es schon wieder vom Geprassel des Regens zugedeckt, und der Wirt ist bei solchem Wetter länger zu dem Gaste gebannt, als wenn vor dem Hause Sonnenschein läge.

Was redet man nicht alles bei solchem Regenguß? Von dem Urwald in der Schlucht, den die Holzfäller abergläubisch verschonen, den aber auch der gnädige Herr nicht anrührt, nicht nur weil er keinen Mann in der Gemeinde finden würde, der Säge und Axt an dieses Holz anlegt; von den Goldkörnern, die manchmal im Bachsand glänzen; von den Goldgräbern auf der Alm, die alle in ihrem eigenen Friedhof droben unter dem Berge Michaelhut begraben liegen; von dem hölzernen Heiland in der Kapelle Maria-Schnee, der am Karfreitag zu bluten anfing, jetzt freilich nicht mehr, es sind gottlose Zeiten, aber steinalte Leute hier herum können sich noch erinnern, wie alljährlich das Wunder geschah. Und zuletzt erzählt der Wirt, eben als es vor dem Tore am ärgsten niederrauscht, oder ist nur seine Stimme so leise geworden, von dem Geist, der in finsteren Nächten an dem Wirtshaus „Am Berg" vorüberreitet, immer nur bei Neumond; deutlich hört man dann das Hufgeklapper und das Roßschnauben, es gibt niemand im Hause, der es nicht schon vernommen hätte. Und sie wissen es alle, es ist der Fürst Zeno; die Weiber bekreuzen sich, die Männer machen eine Faust.

Auf einem Schimmel reitet der Fürst, der um 1820 im hohen Mannsalter stand, schon wetzte damals der Tod seine Sense, es wird ein harter Stengel sein in dem Wildgras der Gegend, den er umzumähen haben wird; also Sohn, Knecht und Magd wollen in der pechschwarzen Nacht den hellen Fleck gesehen haben, der von dem weißen Pferd herrührt, auf dem der Fürst Zeno durch seine Dörfer Brünndl, Georgen, Weingarten, Gemünd galoppiert, und wachende Leute haben die Hufe auch auf dem Kugelpflaster seiner Stadt Sankt Herberg gehört.

Und so sind wir denn bei dem Schwarzen Fürsten angelangt, von dem sich heute noch die Hirten auf den Almen erzählen, wenn sie ihre Hütte versperrt haben, in einem Pfarrhaus kann man eine Legende von ihm hören, wie sich Engel und Teufel um seine Seele rauften, und die Jäger haben es nach hundert Jahren noch immer nicht vergessen, wie er den Bären nur mit dem Messer angegangen ist. Drei Frauen hat er überlebt, fünf Männer konnten sich an ihn hängen, und sie brachten ihn nicht zu Boden, sieben Gurgeln überboten ihn nicht, er war nicht unter den Tisch zu trinken. Man sagte von ihm, er sei verwildert aus dem Feldzug gekommen, der Kaiser Napoleon selber hat ihm eine Medaille an die Brust gehängt, man sagte, er sei über

das große Meer gefahren und habe sich mit den Indianern herumgeschlagen, man sagte, er habe Gold im Gebirge gefunden, einen großne Klumpen, den die alten Goldgräber auf den Almen zurückgelassen hatten, was brauchte er aber Gold von anderen, er war selber reich, er aß in seinem Schloß aus goldenen Schüsseln mit goldenen Löffeln, ach, was sagte man von ihm nicht noch alles, in jedem Dorf etwas anderes; seine Untertanen hatten flinke Mäuler und gute Ohren, und in seinem Städtel redeten sie gar viel, dort wohnten die Geschwätzigen eng beisammen, die Abende sind lang und man hat einen merkwürdigen Landesherrn.

Was sind die Fürsten in Uniform mit einem roten oder weißen Seidenband über der Brust, mit hohem, steifem Kragen bis unter die Ohren hinauf, mit breitem Pallasch und glänzenden Stiefeln, mit Orden auf dem Herzen und Schnüren auf dem Bauch, was sind die gegen unseren Zeno? — ja, „unseren Zeno", sagt der Wirt — der Schwarze Fürst, das war ein Mannskerl, zerbeißt einen Stein noch als Siebziger und bricht, wenn er zornig ist, einen Baum ab, als wäre er nur ein Halm.

Um so einen Kerl, bald ist er Engelsbrot, bald Satansbraten, müssen natürlich merkwürdige Geschichten geschehen sein, und sie kommen bei manchen Anläßen wieder zum Vorschein, etwa, wenn irgendwo ein Feuer brennt, in das ein paar Leute hineinglinstern, da knäuelt der Rauch darin wohl ein schwarzes Gesicht zusammen, oder wenn der Regen wie jetzt niederrauscht und dem Wirte da vor mir beim Erzählen hilft, bald ist er leiser, bald wieder lauter, ganz wie es die Legende braucht, aber recht beflissen wird er erst bei der Geschichte von dem Räuberhauptmann Tschinderle, da bleibt er nicht allein, da ruft er auch den Wind herbei, und sie beide kommen tief in die Hauslaube herein, es leuchtet auch ein Blitz hinzu, und nach ihm dröhnt die große Stimme des Gebirges zu dem Wirtshaus herab. Und wir alle: Wind, Regen, Donner, Wirt und ich sind versammelt um die Geschichte von dem Räuberhauptmann Nikolaus Tschinderle, der bald hundert Jahre lang tot ist und nicht sterben wird in den Herzen der Leute.

1.

Der Schneider Nikolaus Tschinderle kniet im Schloß Artushof vor dem allergnädigsten Fürsten, seinem Landesherrn, den sie nur den Schwarzen Zeno heißen, schwarzer Urwald wächst in seinem Gesicht, und auch sein Herz ist voll von Gestrüpp, mag sich darin zurechtfinden wer da will. So ein geringer Untertan wie Nikolaus Tschinderle getraut sich kaum, manchmal zum Bart hinaufzublinzeln, ob daraus nicht wieder eine Stimme kommt, eine feste, laute Stimme, die für das Freie geschaffen ist, nicht aber für ein Zimmer, mag es auch ein hoher Saal im Schloß Artushof sein.

„Ist er fertig?" hallt die Stimme da wieder herab.

„Noch eine Naht, Durchlaucht", wispert der Schneider zurück. Das ist so, als antworte ein Laubsäuseln dem Gedonner.

Der Rock muß sein wie angegossen, wenn man schon die Gnade hat, den allergnädigsten Herrn zu bekleiden, man muß auch das Mundwerk der Leute stopfen und gar das böse Maul der anderen Schneider. Zipft der Rock nicht da vorne? werden sie fragen. Unter die Achseln geht noch ein Schüppel Heu, werden sie lästern. Und auch die Weiber wollen etwas verstehen, wo die Nadel danebengestochen hat und wo der Faden sich verirrt. Also muß man die Muttergottes um Beistand bitten, damit sie die Hand führt, und da betet Nikolaus Tschinderle andächtig zu ihr, wie er den Verlauf der letzten Naht abspäht.

Aber er kommt nicht bis zu ihrem Ende, es ist ein weißhaariger Herr eingetreten, er hat silberne Schnallen an den Schuhen, und an dem einen weißen Strumpf, nahe unter dem Saum der schwarzen Seidenhose, einen winzigen blaßroten Fleck, als wäre Wein dorthin gespritzt; so scharfe Augen hat der Schneider. Es ist verwunderlich, daß sie mit den Jahren über dem vielen genähten und gebügelten Tuch nicht schwächer geworden sind; ist es nicht genug für einen Schneider, daß er in seiner Stube von einer Wand zur anderen sieht und darüber hinaus nicht mehr, wie leicht könnte er sonst eines Tages verlockt sein, wie leicht gewahr werden, daß er nicht anders lebt wie sein Vogel im Drahthaus. Aber Nikolaus Tschinderle sieht nun einmal die schleißige Seide an dem Herrn von Merlyn, und er ist nicht blind dafür, wie dem Herrn alles Blut aus der Haut ist gewichen. Er bleibt knien, denn der Herr hat ihm kein Zeichen gegeben, daß er aufstehen soll, er ist ein Niemand, der aber Augen und Ohren wohl haben darf.

„Euer Durchlaucht!" stammelt das Weißhaar.

„Was ist, Merlyn?" donnert der schwarze Bart.

„Räuber sind in dem Gebirg."

„Was für Räuber?"

„Eine vermaledeite Bande von üblen Kerlen."

„Woher wissen Sie das, Merlyn?"

„Es ist schon zweimal Botschaft gekommen, einmal von Gemünd, einmal von Weingarten."

„Lassen Sie die Gegend abstreifen."

„Ist geschehen, Durchlaucht, ist geschehen."

„Und?"

„Man hat nichts gespürt."

„Also haben es alte Weiber geträumt."

„Es wäre gut, wenn es so sein möchte, Durchlaucht. Aber man hat die Räuber an verschiedenen Orten gesehen."

„Werden Landstürzer gewesen sein?"

„Sind im Gebirg seßhaft geworden, Durchlaucht."

„Ausheben lassen das Wespennest."

„Es wäre leicht, wenn nicht manche Leute mit ihnen an einem Bandel hingen."

„Tun sie das?"

„Es muß leider vermeldet werden. Das arme Volk freut sich."

„Es ist gut, kommen sie mir nicht auf andere dumme Sachen. Warum freut sich das arme Volk?"

„Besagte Räuber lassen sich bei reichen Leuten die Tafel decken."

„Man muß nehmen, wo etwas da ist."

„Fressen und saufen sich voll und verschwinden, ehevor sie die Zeche zahlen."

„Sind deswegen noch keine Räuber. Haben sie einen geschunden?"

„Das nicht, Durchlaucht."

„Oder einem den Hals zugeschnürt?"

„Noch nicht, aber sie haben gleich Arges getrieben. Sie haben die von Eurer Durchlaucht eingesetzte Obrigkeit grausig verhöhnt."

„Auf welche Weise?"

„Der Pfleger von Gemünd hat eine scharfe Verwarnung angeschlagen, da sind die Marodibrüder bei hellichtem Tag ins Dorf gekommen und haben ihn und seinen Schreiber bei vorgehaltenem Pistol splitternackt ausgezogen und hernach die Kirchenglocken geläutet."

Das ist nach dem Sinn des Schwarzen Zeno, und es hallt aus seinem Bart wieder ein Gelächter.

„Wird sich die Lehre merken, der Stößel, hat auch schon manchen ausgezogen, und ist dabei gar ein Fetzen Haut mitgegangen."

„Einem Postillon haben sie, mit Verlaub, alle Fugen mit Pech verschmiert, weil er sie nicht mitfahren hat lassen wollen."

„Kann ihnen zu Dank sein, der Kübel, wird wenigstens nicht mehr rinnen."

Und er lacht aus seiner Brust herauf, die ist wie ein gewölbtes Faß. Hat der Essigtröpfler Merlyn endlich einmal eine lustige Botschaft gebracht. Da schlagen ein paar Hechte in dem langweiligen Teich ein wenig um sich und schon gehen die Wellen manchem bis zum Mund, und er schnappt nach Luft wie dieser Herr von Merlyn. Er kann wahrscheinlich auch nicht schlafen, wenn der Dachtrauf geht. Es wird Frühling, im Gebirge schmilzt der Schnee, überall haben es die Wässer eilig, da taut eben auch das gestockte Blut. Haben sich wahrscheinlich ein paar arme Teufel zusammengefunden, haben kein Sitzleder, die einzige Münze, mit der sie zahlen könnten, ist ihre hartgestanzte Unruh, der Wind mag wissen, warum und woher er sie zusammengetrieben hat; beisammen sind sie. Und sie haben das schönste, größte Haus, das Gebirg, ein Saal nach dem andern wird jetzt frei darin, er in seinem Schloß ist ein Bettler gegen sie. Und was haben sie an Rechten? Kann er etwa einen schwerhörigen Postillon mit Pech verschmieren?

„Bedenken Euer Durchlaucht, nicht die Hälfte von den Schandtaten kommt zu unseren Ohren."

Herr von Merlyn klagt es zu dem Rücken des Fürsten hin, der hat sich an das Fenster gestellt und schaut an der Stadt Sankt Herberg vorbei in das schwarzblaue Gebirge hinauf. Silbern sind noch die Almen über dem dunklen Wald, und die hundert Gipfel tragen violette Hauben aus Dunst. Bald wird nun in einer Nacht mehr Schnee zu Wasser werden, als früher in einer Woche ist auf die Berge gefallen, die Hirsche spüren das nahe Frühjahr im Geweih, der Bär wird in seiner Höhle aufwachen und der Urhahn zu balzen anheben. Gott, wie verschwendet man dieses eine Leben und hat kein zweites mehr.

Gewiß, die Hälfte der Schandtaten wird verschwiegen bleiben, was Herr von Merlyn für Schandtaten ansieht. Ach, diese glückliche Räuberbande!

„Man muß das Volk fragen", orgelt plötzlich die tiefe Stimme vom Fenster her. „Was sagt es?"

„Man ist verkauft und verraten, Durchlaucht, wenn man auf das Volk hörte. Es ist dumm und wetterwendisch."

So gering ist es, daß der weißhaarige Herr nicht einmal jetzt einen Blick zu dem knienden Schneider hinwirft.

„Mein lieber Merlyn", sagt der Schwarze Zeno, „es kann nicht nur der Sperber allein da sein, es muß auch gemeine Vögel geben."

Jetzt verzweifelt Merlyn an seinem gnädigen Herrn. Wenn er Bücher lesen möchte oder wenn er sich von jemand etwas zuflüstern ließe, könnte man glauben, es sei das Gift auch zu ihm gekommen, das sie aus Frankreich in Bächen in die Welt leiten. Alle Menschen sind Brüder, heißt es. Schmecken denn die Leute, die davon kosten, nicht das Blut, brennt es ihnen nicht auf der Zunge? Aber der Fürst ist nicht vergiftet, in ihm rumort der Frühling, der macht ihn verrückt, es ist nicht das erste Mal, es wird — Gott sei es geklagt! — nicht das letzte Mal sein.

„Was sagt Er dazu, Schneider?" springt eine jähe Frage zu dem Knienden hin.

Der Fürst hat also den untertänigen Nikolaus Tschinderle nicht vergessen, er ist ihm nicht zu Luft geworden. Der Schneider verschluckt sich vor lauter Glück.

„Man hat von einem gewissen Schinderhannes vernommen, Durchlaucht", stammelt er.

„Schinderhannes, jawohl. Aber den haben sie schon geköpft."

„Seine Leute werden sich zerstreut haben. Vielleicht treiben sich ein paar in unserem Gebirg herum."

„Sollen wilde Räubersleut sein. Auf dem Jahrmarkt hat es einer auf der Leinwand gewiesen."

„Und was tät Er, Schneider, wenn Er über sie richten müßtet?"

„Ihnen geben, was sie verdienen, Durchlaucht. Den Strick."

„Finden sich heute einmal Adel und Volk?"

„Der Mann hat recht, Durchlaucht", stimmen die Silberschnallen zu.

„Erinnern Sie sich noch an den Reiher, Merlyn?"

Was hat er jetzt wieder, was macht er für merkwürdige Sprünge?

„Ich erinnere mich, Durchlaucht."

„Haben nicht die Leute von Gemünd uns damals Botschaft geschickt? Ich soll den Reiher schießen, Lucina soll ihn schießen."

„Die Leute haben es gut gemeint, es war ein seltener Vogel."

„Eben deswegen hat er am Leben bleiben müssen. Er hat Platz genug gehabt in den Flußauen. Hundert Reiher haben dort Platz."

Was hat ein Silberreiher mit Räubern zu tun?

„Und die Adler im Gebirg, tragen sie nicht auch manchmal ein Lamm aus der Herde fort? Mache ich deshalb Jagd auf sie, weil sie hungrig sind?"

„Das sind Reiher und Adler, Durchlaucht. Aber die Räuber —"

„Sie wollen mich also nicht verstehen, Merlyn." Jetzt donnert die Stimme aus der schwarzen Wolke um Wange und Kinn. „Schneider, mache Er meinen Rock bald fertig. Es könnte sein, daß ich ihn brauche, wenn alte Herren zum letztenmal zu Besuch sind." (Fortsetzung folgt!)

Die Kapelle im Niemandsland.

Eine Himmelfahrtsgeschichte.

Von Helmuth M. Böttcher.

Wir liegen mit dem Gesicht nach Süden. Pont-à-Mousson heißt der Trümmerhaufen, der früher ein Dorf war.

In unserem Rücken dehnt sich der letzte Ausläufer deutschen Landes, das nun im vierten Jahre gegen eine Welt von Feinden ringt. Metz steht da, die Festung, vor deren Werken 1914 der französische Angriff zerflutete.

Der Ostwind bringt uns die Nebel aus den Vogesen, in deren wilden, zerklüftetem Gestein noch der letzte Rest des Winters hängt.

Vor uns starrt in endloser Grabenlinie der Feind. Franzosen, Amerikaner. Als Ablösung und zur Verstärkung dann und wann kanadische Regimenter.

Wenige Kilometer unter uns bricht die Mosel durch das Bergland. Ein Stück weiter bellen die Geschütze von Nancy. Sie verteidigen die fruchtbaren Ebenen der Champagne. Dort blühen jetzt bald die ersten Rosen. Unsere Ferngläser reichen bis Bar-le-Duc, bis St. Mihiel, bis Toul.

Die Gärten stehen im Schmuck des Frühlings. Über unsere Stellungen fällt aber noch jede Nacht Frost.

Vor uns im Niemandsland auf knapper Höhe eine halb zerschossene Kirche. Oder ist's nur eine Kapelle? Ein paar zerfetzte Linden davon. Und eine Wiese mit Blumen. Daß es so etwas noch auf der Welt gibt! Wie lange ist das her, daß ich nicht mehr in einem Gotteshause gebetet habe? Und die Kapelle erinnert plötzlich an etwas, daß man nicht mehr wußte.

Schon seit 1914 ringen wir hier in der erstarrten Front. Um jeden Felsvorsprung. Um jedes Gehöft. Um jeden Fußbreit einer Landbrücke, über die wir morgen oder in einem Monat den Sturm vortragen können. Oder auf dem der Feind sich uns entgegenwerfen wird. Wer kann es wissen?

Drei schlimme Winter liegen nun schon hinter uns. Der letzte war der schwerste. Aber jetzt ist Frühling. Ostern vorbei. Bald muß Pfingsten sein. In zehn Tagen! Wahrhaftig in zehn Tagen.

Du liest das im Kalender. Oder du hörst es aus einem Brief, den dein Kamerad aus der Heimat bekommen hat. Und dann nickst du vor dich hin. Ja, ja. Pfingsten! Aber du kannst dir nichts mehr dabei denken.

Und dann rattert plötzlich ein Maschinengewehr. Und dir splittern die Gesteinsbrocken unter den Einschlägen um die Ohren. Und mit einem Male fällt dir ein, daß du wahrscheinlich in deiner Gedankenblödigkeit den Kopf zu hoch aus der Deckung genommen hast. Das können die Franzmänner nun einmal nicht leiden. Und da hauen sie dir eine Mütze voll Kugeln herüber, daß du nichts Eiligeres zu tun hast, als den Kopf zwischen die Schultern zu ziehen und dich zu drücken, so gut es eben geht.

*

Neben mir hockt ein Tiroler. Eigentlich hat der bei uns Preußen nichts zu suchen. Vielleicht stammt er aus der Bedienungsmannschaft einer jener schweren Batterien, die uns die Österreicher 1914 hergeliehen haben. Aber dazu ist der Mann eigentlich zu alt. Sein Bart ist schlohweiß. Wenn man ihn sieht, schämt man sich immer irgendwie.

Gewiß, man tut auch seine Pflicht. War Kriegsfreiwilliger. Und hat mitgemacht von Anfang an. Aber bei diesen Tirolern, da ist es doch noch anders. Nicht nur die Männer im lebenstüchtigsten Alter stehen draußen an der Front. Auch die Greise. Auch die halbwüchsigen Bengels In kurzen Hosen und ohne Strümpfe sind sie gekommen. Und haben nicht Ruhe gelassen, bis sie eine Uniform auf dem Leib und eine Knarre in der Hand hatten.

„Morgen ist Himmelfahrt!" sagt der Alte neben mir, und guckt nach der Kapelle hinüber ins Niemandsland. Dem heiligen Lorenz ist sie geweiht. Oder der heiligen Anna. Wir wissen es nicht genau.

Ich muß erst nachdenken. „Ich meinte, in zehn Tagen ist Pfingsten?"

„Hm ja!" krächzt der Tiroler. „So lange ist's zwischen Himmelfahrt und Pfingsten. Oder rechnet ihr Preußen anders?"

„Natürlich nicht. Aber man ist so ganz aus der Zeit heraus. Man lebt nur mehr von heute auf morgen. Man lebt bloß noch auf das Ende hin."

„Auf den Frieden."

„Ja. Vielleicht auch auf den Frieden. Jedenfalls auf die Stunde, wo das alles mal ein Ende hat. So oder so."

Der Alte nickt. „So oder so!" Er denkt wahrscheinlich dasselbe wie ich.

„Wenn's wenigstens mal wieder vorwärts ginge", knurrt ein Jäger, der bei uns sitzt. „Ist das überhaupt noch ein Krieg? Ich war in Rußland. In den Karpaten. — Schön war das auch nicht. Aber es war doch anders als hier." Er blinzelt hinüber nach der Kapelle. Vielleicht denkt er sich was dabei. Vielleicht auch nicht.

„Geh' wieder hin nach deinen Karpaten", meint der Tiroler. „Wenn dir's bei uns nicht gefällt."

Der Jäger brummelt weiter. „Immer bloß im Unterstand hausen! Immer Grabenkrieg! Dann dieses verfluchte Trommelfeuer und doch keinen Schritt vorwärts. Kaum seinen Topf Kaffee hat man! Wenn man wenigstens mal wieder marschieren könnte. Oder eine Handgranate schmeißen. Aber hier? Pah."

„Lauter Neuigkeiten!" spottet der Tiroler. Man freut sich immer, wenn man so was hört. Wenn du's nicht sagtest, allein würde ich von dem allen gar nichts merken."

*

In der Nacht hat es wieder geregnet. Nicht viel. Gerade genug, daß man mit schlechter Laune aufwacht.

Es ist merkwürdig still heute. Kein Schuß auf dem ganzen Frontabschnitt. Weder von hüben noch von drüben. Nur von der Combres-Höhe donnern die Geschütze auf Verdun hinunter. Aber das geht uns hier in Pont-à-Mousson nichts mehr an.

Warum wird eigentlich bei uns nicht geschossen? Das ist nahezu unheimlich.

Über der Mosel-Ebene treiben Nebelschwaden. Man sieht keine fünfzig Meter weit, wenn jetzt die Franzosen angreifen wollten? Oder wenn wir es täten? Man käme an den Feind, ohne daß er es merkte, oder säße plötzlich in der Falle. Je nachdem.

Trotzdem ist die Stille beruhigend.

„Himmelfahrt!" sagt da wieder einer neben mir.

Ach so, daß man so etwas vergessen konnte! Kann schon sein, daß darum heute keiner schießt. Hüben nicht. Drüben nicht. Wir sind ja alle irgendwie noch ein bißchen Mensch geblieben. Und bei Himmelfahrt denkt man sich doch etwas. Drüben vielleicht auch.

Der alte Tiroler richtet sich auf. „Ob man es wagen könnte —?"

„Was?"

„Ich möchte gern in die Kapelle runter."

„Unsinn!"

Aber nach einer halben Stunde fängt der Jäger von gestern ebenso an. Wieder sag' ich: „Unsinn!" Es ist ja auch so. Beten kann man überall. Und drüben die Franzosen haben scharf geladen. Man soll mit der Gefahr nicht Schindluder treiben.

Doch eine weitere halbe Stunde später hat's auch mich gepackt. Da machen wir drei uns fertig. Schließlich ist ja bloß einmal im Jahr Himmelfahrt. Und wer weiß, ob man jemals wieder einen so ruhigen Tag erlebt wie den heutigen?

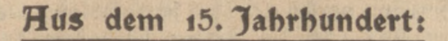
Unter dem Schutz des Nebels gehn wir vor. Manchmal nur zerreißt der Westwind die grauen Vorhänge und gibt uns für Sekunden den Blick frei. Dann öffnet sich für die Länge eines Atemzuges die leuchtende Hochfläche von Lothringen, und wir ahnen den Frühling, der drüben in der Champagne-Ebene seine Blüten streut. Oder wir erkennen unsere Kapelle. Mitten im Frieden liegt sie.

Und dann sind wir da.

Der Eingang ist zerschossen. Wir steigen über die Trümmer.

Wie wir in den Raum treten, springt ein Mann auf, ein Franzose. Aber dann, als begriffe er eines, was stärker ist als Krieg und Kampf, läßt er sich wieder im ausgebrannten Gestühl niedersinken.

Ein paar Bänke weiter kniet der alte Tiroler. Seine Lippen zittern, was er spricht, verstehe ich nicht.



Aus dem 15. Jahrhundert:

Christ fuhr gen Himmel!
Was sandt er uns hernieder?
Den Tröster, den heiligen Geist,
zu Trost der armen Christenheit.
Hallelujah!

Hallelujah! Hallelujah! Hallelujah!
Des soll'n wir alle froh sein,
Christ will unser Trost sein.
Hallelujah!

Ich stehe am Altar. Auch von ihm ist nicht viel übrig geblieben. Trotzdem geht es wie eine Weihe von ihm aus. Die ewige Lampe hängt schief und ist erloschen. Eine große Ruhe ist über mich gekommen. Eine Stille, die von Gott ist. Stunde der Einkehr, des Friedens, der Besinnung, der Besinnlichkeit. So etwas hat keinen Namen. Man ist Mensch. Und ist allein auf der Welt. Nichts weiter.

Der Jäger ist gleichfalls niedergekniet. Verharrt so eine Weile mit tiefgebeugtem Gesicht.

Dann steht er auf, geht hinüber an die Wand. Nun hat er den ganzen Raum vor sich. Und dann nimmt er seine Mundharmonika aus der Tasche und fängt an zu spielen.

„O Haupt voll Blut und Wunden . . ." Kein Himmelfahrtsgesang! Aber ein Lied das an jedem Tag des Herrn gespielt werden kann.

Der Franzose in der Bankreihe hebt den Kopf. Und fängt an zu summen. Vielleicht hat er die Melodie einmal gehört. Beim zweiten Vers beginnt der alte Tiroler mitzusingen. Erst leise. Dann immer lauter.

Ich stehe da.

Ich kann nicht singen. Ich kann nicht beten. Aber vielleicht ist das, das jetzt in mir ist, eine große Frömmigkeit, die vor Gott ebenso viel gilt. Ich weiß es nicht.

Durch die klaffenden Fensteröffnungen bricht ein Sonnenstrahl.

„Wir müssen zurück," sag' ich, „sonst geht's uns schlecht."

Der Franzmann scheint ebenso zu denken. Er bekreuzigt sich, schiebt sich aus seiner Bankreihe und ist plötzlich verschwunden.

Eine Stunde später sind wir wieder in unserem Unterstand.

Wir liegen hinter einem kümmerlichen Wall. Der Nebel hängt noch lange über dem Moseltal, und bald sind wir von ihm bis auf die Haut durchnäßt, daß uns die Glieder schlottern.

*

Am nächsten Morgen greifen die Franzosen an. Die kleine Kapelle liegt unter unserem Feuer. Und bald ist nichts mehr von ihr übrig, als die Erinnerung an die reiche Stunde und eine Melodie: O Haupt voll Blut und Wunden . . .

Himmelfahrt ist vorüber. Himmelfahrt wird sein.

Zakład graficzny i miejsce odbicia, wydawca i miejsce wydania: Drukarnia A. Dittmanna T. z o. p., Bydgoszcz, Dworcowa 13.

Odpowiedzialny redaktor: Marian Hepke.

Zarządzający zakładem graficznym: Hermann Dittmann, Bydgoszcz.